



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Tausend Jahre deutsch-französischer Beziehungen

Haller, Johannes

Stuttgart [u.a.], 1930

1.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-77090](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-77090)

4.

Eine häufige Erscheinung im Leben der Völker, ja fast die Regel ist es, daß Nachbarn nicht Freunde sind. Auch nahe Blutsverwandtschaft pflegt daran nichts zu ändern. Wo vollends zwei Völker von verschiedener Herkunft und Wesensart ohne scharfe natürliche Scheidelinie aneinander grenzen, da muß man darauf gefaßt sein, sie auf der Bühne der Weltgeschichte als ständige Gegenspieler ihre Rollen durchführen zu sehen. Deutsche und Polen, Deutsche und Magyaren, Polen und Litauer sind heute noch lebendige Beispiele dafür, wie es im frühen Altertum Perser, Syrer, Griechen und andere gewesen sind.

Das Verhältnis von Deutschen und Franzosen ist mit einer so einfachen Formel nicht zu erschöpfen. Ihre Beziehungen sind seit ältesten Zeiten so eng, ihre Wechselwirkung steigert sich mit den Jahrhunderten so sehr, daß man von einer Schicksalsgemeinschaft sprechen kann.

Ist dieses Schauspiel schon an sich eigentümlich genug, um die Aufmerksamkeit zu fesseln, so kommt dazu die Tatsache, die uns heute wieder mehr denn je zum Bewußtsein gebracht ist — wir hatten sie allzulange vergessen —, daß die Zukunft des deutschen Volkes abhängt von dem, was in Frankreich geschieht, daß unser Schicksal auf absehbare Zeit wiederum Frankreich heißen wird, wie es in vergangenen Zeiten hieß.

*

Nur auf einer kurzen Strecke von 120 Kilometern sind die Wohnsitze der Deutschen und Franzosen durch den natürlichen Grenzwall der Vogesen deutlich voneinander geschieden. Weiter nördlich, vom Donon bis an den Kanal — vom ethnographischen Gesichtspunkt dürfen wir soweit gehen, denn Holländer und Flamen sind in dieser Hinsicht ja deutsche

Haller, Tausend Jahre ... 1

Stämme, so gut wie Bayern und Schwaben —, weiter nördlich gibt es kein größeres natürliches Hindernis, das ihr Ineinanderfließen störte. Wer das Land durchreist und nur seine Augen braucht, wird die Völkergrenze kaum gewahr werden. Hüben und drüben sehen die Leute zunächst nicht wesentlich verschieden aus. Ob man sich in der Gegend von Mainz, Kaiserslautern, Trier oder in der Champagne befinde, wird man am durchschnittlichen Typus der Bevölkerung nicht erkennen. Lediglich die Sprache bildet hier das Merkmal der Unterscheidung, freilich einer Unterscheidung schärfster Art, die man ohne Übertreibung schon als schroffen Gegensatz bezeichnen darf. Gibt es doch kaum zwei Sprachen, die einander nach Klang und Bildung unähnlicher wären. Wie leicht und ungezwungen nimmt das Deutsche eine Anleihe aus dem Englischen, Italienischen, Spanischen auf! Sogar slawische Bestandteile lassen sich ihm allenfalls einverleiben. Dagegen ein französisches Wort im deutschen Satz — welcher Mißklang! Nur die lässige Gewohnheit läßt die meisten ihn überhören.

Aber die Sprache — dahinter ist man längst gekommen — besagt für Abstammung und Rasse sehr wenig, und in diesem Fall liefert sie selbst einen Beleg dafür, daß zwischen Westdeutschen und Nordfranzosen eine Blutsverwandtschaft besteht, die im Süden ziemlich weit nach Deutschland hineinreicht. Sehen wir in Baden und Württemberg denselben Menschentypus vorherrschen, den man vom Mittelrhein und Nordfrankreich her kennt — niedriger Wuchs, dunkle Farbe, lebhaftes, bewegliches Wesen, lauter Züge, die dem Fremden nicht als eigentlich deutsch erscheinen und die jedenfalls nicht germanisch sind —, so kann hier auch die Mundart mit ihrem Nasalieren und Diphthongieren, mit der Neigung zu vokalischem Auslaut eine gewisse Verwandtschaft mit dem Lautsystem des Französischen nicht verleugnen. Wenn z. B. der Schwabe in seiner Mundart aus dem mittelhochdeutschen „*rih*“ nicht „Reich“, wie wir sagen, sondern „Roich“ bildet, so folgt er dem gleichen Lautgesetz, das aus dem Spätlateinischen *via, fides, rex (rix)* im Französischen *voi, foi, roi*

(ursprünglich *voë, foë, roë*, und erst im Pariser Dialekt *voa, foa, roa*) hat werden lassen. Das deutet unverkennbar auf eine dicke Unterschicht ursprünglicher Bevölkerung, die sich vom Atlantischen Ozean bis an die alte Grenze des Römerreichs ausgedehnt haben muß und heute wie eine starke Untermalung, im Osten des Deutschen, im Westen des Französischen, durch die Deckfarbe hindurchschimmert.

Aber dieser gemeinsame Urbestandteil, mag man ihn in latinisierten gallischen Kelten oder einer noch früheren Rasse finden — das sei den französischen Schriftstellern gesagt, die so gern von den Südwestdeutschen, den *Celto-allemands*, als einer den Franzosen verwandteren, weniger deutschen Volksart faseln und darauf die kühnsten Schlüsse bauen —, dieser gemeinsame Urbestandteil ist nicht bedeutsam genug gewesen, um in der Geschichte jemals wirksam zu werden. Er spielt in ihr nicht die allergeringste Rolle. Dies zu bewirken wäre schon die Tatsache ausreichend gewesen, daß von Osten her, etwa bis zur Linie Diedenhofen—Mömpelgard, eine zahlreiche germanische Einwanderung siegte und mit ihrer Sprache das gallorömische Idiom verdrängte. Entscheidend, bestimmend für das äußere Schicksal und damit für das Lebensgefühl und Selbstbewußtsein, und das heißt für die Nationalität, wurde auch hier wie überall in den Anfängen der Geschichte die Oberschicht, die besitzende und herrschende, denkende und handelnde Aristokratie.

Es gab eine Zeit, wo auch sie zum guten Teil gemeinsam war für Ost und West. Rund vierhundert Jahre lang vereinigte das Reich der Franken Deutschland mit dem heutigen Frankreich. Fränkische Könige hatten das ganze Land von der Elbe und dem Böhmer Wald bis zu den Pyrenäen und dem Ozean unterworfen. Ein Waffenadel germanischen Blutes herrschte hüben wie drüben. Aber dieses Großreich zerfiel, und die in ihm herrschende Aristokratie spaltete sich. Im Osten blieb sie, was sie war, germanisch in Sprache und Sitte, im Westen ward sie von der fremdblütigen Bevölkerung des Landes, den romanisierten Galliern, aufgesogen, und es entstanden die beiden Völker der Deutschen und Franzosen. Wann der

Prozeß der Spaltung in der Reichsaristokratie beendet gewesen, wann der fränkische Adel im Westen aufgehört hat, Fränkisch zu sprechen, ist nicht sicher zu erkennen. Vermutlich war es um 900 n. Chr. Rund tausend Jahre also ist es her, daß die Nationen der Deutschen und Franzosen einander in ihren heutigen Lebensräumen gegenüberstehen.

Ihre Trennung würde zeitlich zusammenfallen mit der endgültigen Auflösung des fränkischen Reiches. Wie nahe liegt uns da der Gedanke, daß es der nationale Gegensatz gewesen sei, der das Reich gesprengt habe! Aber so ist es nicht. Vielmehr läßt sich nachweisen, daß beim Zerfall des Reiches das nationale Moment gar keine Rolle gespielt hat. Man wird vielmehr umgekehrt sagen müssen: die staatliche Trennung hat das meiste dazu beigetragen, daß die fränkische Aristokratie in Ost und West das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit und das Bedürfnis der Einheit verlor. Also nicht der nationale Gegensatz von Deutschen und Franzosen hat die Staaten Deutschland und Frankreich entstehen lassen, sondern im Gegenteil, die Absonderung der Königreiche hat die Ausbildung der Nationen möglich gemacht und befördert. Hier ist nicht, wie wir nach modernen Begriffen uns vorstellen möchten, der Staat aus der Nation hervorgegangen, sondern die Nation verdankt ihre Ausprägung dem Staat.

Dafür ist der handgreiflichste Beweis die älteste deutsch-französische Landesgrenze. Sie kümmert sich nicht um die Nationalität der Bevölkerung. In Lothringen und im Hennegau gehört rein französisches Volk zum deutschen Reich — auch der Adel ist dort französisch —, das rein deutsche Flandern ist an Frankreich gefallen. Die Grenzlinie mit ihrem sonderbaren, künstlichen Lauf, nur ausnahmsweise natürlichen Einheiten folgend — man sagt gewöhnlich Schelde und Maas, aber das ist eine sehr grobe Vereinfachung; in Wahrheit läuft sie in unregelmäßigen Bogen und Zacken meist jenseits beider Ströme, oft ziemlich weit westlich —, diese Grenze mit ihrer unnatürlichen Gestalt ist ein beredtes Zeugnis dafür, wie wenig man ursprünglich an eine wirkliche

Trennung in zwei Sonderreiche gedacht hat. Eine Erbteilung, der Vertrag von Verdun (843), war es, dem sie ihre Entstehung verdankte, eine Erbteilung zwischen königlichen Brüdern, die sich vornahmen, das Gesamtreich in brüderlicher Eintracht zu regieren. Aus der ursprünglichen Binnengrenze, man könnte sogar sagen Verwaltungsgrenze, hat erst die Verkettung der Begebenheiten eine Reichs- und Staatsgrenze, Ausland gegen Ausland, werden lassen. Wäre es anders, man hätte gewiß bei ihrer Absteckung auch an die Verteidigungsfähigkeit gedacht, die so, wie die Linie gezogen war, in der Tat alles zu wünschen übrig ließ.

Dennoch hat diese unnatürliche und unzweckmäßige Grenze sich volle dreieinhalb Jahrhunderte gehalten. Von 923, wo wir sie als endgültig anerkannt annehmen müssen, bis 1273, wo die erste kleine Verschiebung eintritt, sind es genau 350 Jahre, also ein längerer Zeitraum, als der uns vom Westfälischen Frieden trennt. Die neuere Geschichte kennt kein zweites Beispiel solcher Beständigkeit in der Abgrenzung staatlicher Lebensräume. Kommt das etwa daher, daß die beiden Reiche, die hier aneinander stießen, so sehr von friedlich-freundschaftlicher Gesinnung erfüllt gewesen wären, daß sie niemals den Wunsch gehegt hätten, ihr Machtgebiet auf Kosten der Nachbarn zu erweitern? Keineswegs. Vom ersten Tage an, da es ein deutsches und ein französisches Reich gibt, stehen sie auch in Gegensatz zueinander, und gerade die Grenze ist es, die den Gegenstand immer neuer Zusammenstöße bildet.

Man könnte glauben ein Jahrtausend zu überspringen, wenn man liest, um was da der Kampf gegangen ist: wie im Jahre 911 ein französischer König seine Herrschaft bis an den Rhein ausgedehnt, der deutsche Heinrich I. (923) ihm die Beute wieder abgenommen hat; wie ein anderer Franzose (940) nochmals die Hand nach dem Rheinland ausstreckt und von Otto dem Großen nur mit Mühe abgewehrt wird; wie ein dritter (978) den deutschen Kaiser in seiner Pfalz zu Aachen mitten im Frieden überrascht, ihn zur eiligen Flucht nötigt und den Reichsadler auf dem Dache des Palastes von Westen

nach Osten kehrt, bis ihn im folgenden Jahr der deutsche Gegenstoß hinter die Mauern von Paris zurücktreibt. Wenige Jahre später hat Frankreich noch einmal nach der Rheingrenze gelangt, als Kaiser Otto II. (983) in Rom gestorben und die Nachfolge seines dreijährigen Sohnes gefährdet war. Damals ist ein Bayernherzog bereit gewesen, das linke Rheinufer preiszugeben, wenn ihm selbst zur Krone verholfen würde. Der Plan scheiterte, und von nun an hatte Deutschland an dieser Stelle für Jahrhunderte Ruhe. Seine Westgrenze blieb die alte künstliche Linie im Gebiet von Schelde und Maas, die im Vertrag von Verdun gezogen war.

Wieder hat man sich davor zu hüten, in jenen ersten Kämpfen um den deutschen Rhein den Ausdruck nationaler Bestrebungen zu sehen. Noch ist das Moment der Nationalität als politischer Beweggrund für Jahrhunderte unentdeckt. Daß das linke Rheinufer rein deutsches Land war, hat die französischen Könige ebensowenig davon abgehalten, es zu begehren, wie die Deutschen daran Anstoß nahmen, daß die geschichtliche Grenze, die sie verteidigten, tief in französischem Sprachgebiet lag. Es war kein Kampf der Völker um ihren Raum, es war ein Erbstreit der Könige um den Besitz ihrer Vorfahren. Darum sehen wir den Streit von selbst erlöschen, als im Jahr 987 das Geschlecht Karls des Großen in Frankreich ausstirbt und mit Hugo Capet ein neues Königshaus den Thron besteigt, das auf die strittigen Provinzen keinen Erbanspruch machen kann.

Seitdem herrscht zwischen Deutschland und Frankreich Friede, der nur einmal fast unterbrochen worden wäre, als Kaiser Heinrich V. im Jahre 1124 zur Unterstützung seines Schwiegervaters von England einen Feldzug gegen Frankreich plante, der aber nicht zur Ausführung kam. Es herrschte Friede, aber keine Freundschaft. Wären die Kräfte der beiden Nachbarn nicht gar so ungleich gewesen, die Dinge hätten wohl ein anderes Gesicht angenommen. So aber — wie konnte das machtlose französische Königtum, wie konnte das in zahlreiche rivalisierende Feudalstaaten zersplitterte Frankreich an einen Kampf mit der deutschen Großmacht denken,

die über die Kräfte Deutschlands und eines großen Teils von Italien verfügte? Der französische König Robert, der Herzog Wilhelm von Aquitanien, denen im Jahr 1024 die Königskrone von Italien angeboten wurde, handelten nur klug, daß sie sich nicht darauf einließen, mit dem deutschen Herrscher in Wettbewerb zu treten. Wo einmal deutsche und französische Ansprüche ernsthaft aufeinander stießen, wie im Jahre 1033, als es sich um die Erbschaft des ausgestorbenen Königshauses von Burgund handelte, da war der Sieg der Deutschen bald entschieden. Der Graf der Champagne, damals der stärkste der französischen Teilfürsten, mußte vor Kaiser Konrad II. das Feld räumen, Burgund wurde ein Teil des deutsch-römischen Imperiums, das gesamte Alpengebiet unter deutschen Einfluß gebracht, die Verbindung mit Italien enger geknüpft und das Fundament der deutschen Hegemonie verstärkt.

Aller Glanz nachhaltiger Kraftentfaltung und blendenden Erfolges fällt in diesen Jahrhunderten, dem zehnten bis zwölften, von Otto dem Großen bis zu Heinrich VI., auf Deutschland und die stolze Reihe seiner Herrscher. Im Halbschatten der Geschichte verschwinden neben ihnen die bescheidenen Gestalten französischer Könige. Aber das Bild hat auch eine andere Seite. Ist von den Königen Frankreichs in der großen Geschichte Europas nichts zu melden, so desto mehr von den Taten der Nation. Ihre Fürsten und Ritter erfüllen die Welt mit dem Lärm ihrer Waffen und dem Schall ihres Ruhmes. Sie helfen die Mauren auf der Iberischen Halbinsel zurückdrängen, sie erobern England, gründen in Unteritalien Fürstentümer, entreißen den Türken Syrien und Palästina, errichten hier und auf Zypern Königreiche und setzen schließlich einen der Ihren, den Grafen von Flandern, für zwei Menschenalter auf den Thron der griechischen Kaiser. Die Kreuzzüge, diese größte Unternehmung der mittleren Jahrhunderte, sind in der Hauptsache mit französischen Kräften ausgeführt, und die Generationen zwischen 1050 und 1200 sind Zeugen gewesen einer Ausbreitung französischen Wesens in Ost und West, in Nord und Süd, mit der die deutsche Herrschaft in

Italien nach Umfang und Tragweite sich nicht vergleichen läßt.

Hat man die Größe dieser Leistung ermessen, so versteht man auch die hohe Selbsteinschätzung, die der Franzose von damals gegen andere Völker, besonders aber gegen die Deutschen zur Schau trägt. Schon jener nicht zustande gekommene Feldzug Kaiser Heinrichs V. im Jahre 1124 gibt einem zeitgenössischen Geschichtschreiber Gelegenheit, mit größter Geringschätzung über die Deutschen sich zu äußern: als ob es genügt hätte, daß der Franzose die Kräfte seines Reiches versammelte, damit der deutsche Kaiser schleunigst den schimpflichen Rückzug antrat. Als auf dem zweiten Kreuzzug (1148) Deutsche und Franzosen Schulter an Schulter im Heiligen Lande fochten, verspotteten die Welschen die abweichende Taktik ihrer Nachbarn verächtlich als mangelnden Angriffsgeist. Zwischen den beiden Völkern besteht offenbar keine Sympathie. Ein Bericht vom ersten Kreuzzug spricht von einer *quasi naturalis invidia*, einer fast angeborenen Abneigung, die zwischen ihnen herrsche und die der Führer, Gottfried von Bouillon, nur durch viel Diplomatie mühsam habe ausgleichen können. Französische Dichter nehmen kein Blatt vor den Mund, wo sie auf die Deutschen zu sprechen kommen, sie machen auch von der Freiheit poetischer Übertreibung reichlichen Gebrauch. Da soll ein deutscher Kaiser seinen Hof aus Franzosen gebildet haben, weil die Deutschen dazu nicht taugten, ein anderer deutscher König eine französische Leibwache geworben haben, weil seine einheimischen Schuster unzuverlässig und von gemeinem Charakter seien. Frankreich ist nun einmal das Land aller militärischen Tugenden wie aller feinen Sitte, die Deutschen sind plump, roh, bäuerisch, und auf den Krieg, seine planmäßige Vorbereitung wie die Führung der Operationen, verstehen sie sich in ihrer altmodischen Schwerfälligkeit ebenso schlecht wie auf die Handhabung ritterlicher Waffen. In dieser Einbildung gefallen sich die Franzosen.

Die Deutschen selbst haben die Überlegenheit ihrer Nachbarn anerkannt, indem sie von ihnen zu lernen suchten, was

da zu lernen war. Und dessen gab es nicht wenig. Nicht nur im Militärischen. Es hat nicht einmal den Anfang gemacht. Erst seit der Mitte des 12. Jahrhunderts kann man sicher sein, daß die französische Bewaffnung und Taktik auch in Deutschland durchdringt. Seitdem ist der Ritter mit seiner Rüstung und Kampfweise, seinen Kampfübungen, dem Turnier, Tjost und Buhurd, seinem Ehrenkodex und seinen sozialen Anschauungen und Vorurteilen auf deutschem Boden heimisch. Das hat die weitesttragenden Folgen. Die vornehme Gesellschaft ahmt den französischen Lebensstil nach, sie huldigt französischem Geschmack, das „Höfische“ wird im Deutschen der Inbegriff guter Erziehung und Lebensart — eine Übertragung der französischen *courtoisie*. Vorausgegangen war der Geschmack an französischer Literatur. Es war schon zwischen 1120 und 1130, daß man in Deutschland anfang, das Neueste vom Neuen französischer Poesie sich anzueignen, als bald nacheinander die französischen Dichtungen von Alexander dem Großen und Roland ins Deutsche übertragen wurden. Seitdem wurden immer neue Reiser welscher Dichtung und Sage auf deutschen Boden verpflanzt. Troja und Alexander, Karl und Roland, Lanzelot und Parzival, Tristan und Artus und wie sie heißen mögen, Gestalten, die unter französischem Himmel aus dichterischer Phantasie geboren waren, erhielten deutsches Gewand und wurden Lesestoff der vornehmen Welt, wie in neueren Zeiten Pariser Romane und Lustspiele. Nicht anders erging es der Lyrik. Was wir deutschen Minnesang nennen, ist in Stoff und Form, in Gedanken, Stimmung, Motiven ebenso wie in Vers und Strophe Nachahmung französischer Troubadourpoesie. Daß die Schüler ihre Lehrer mitunter übertroffen haben, ist unbestreitbar. Gottfrieds Tristan ist auch nach französischem Urteil die schönste unter allen Gestaltungen, die dieser Stoff erfahren hat, und Wolframs Parzival steht zum mindesten hoch über dem gleichnamigen Gedichte Chrestiens von Troyes. Aber solche Meisterstücke ändern nichts an der Tatsache, daß die Gattung selbst, die höfische Literatur des deutschen Mittelalters, Epos wie Lyrik, aus Frankreich stammt.

Damit ist der geistige Einfluß Frankreichs noch lange nicht erschöpft. Auch ihre höhere wissenschaftliche Bildung haben mehrere Generationen von Deutschen sich aus Frankreich geholt. Schon im 11. Jahrhundert lockte der Ruhm französischer Hochschulen Studierende aus Deutschland herbei, und mit jedem Menschenalter wuchs der Zustrom. Zu Barbarossas Zeiten hat der vornehme deutsche Klerus, was er an Wissenschaft besaß, zumeist in Frankreich erworben, wie wir es von zweien der hervorragendsten Mitglieder des Kaiserhofes wissen, dem Reichskanzler Reinald von Dassel und dem amtlichen Geschichtschreiber des Kaisers, Bischof Otto von Freising, die beide in Paris studiert hatten. Eigene Hochschulen besaß Deutschland damals ja noch nicht, und die Studienanstalten der Bettelmönche, die im folgenden Jahrhundert entstanden, boten nur schwachen Ersatz. Von dem Einfluß der französischen Baukunst zu reden, ist überflüssig: jeder weiß, daß die Muster der Dome von Köln, Straßburg, Freiburg, Ulm usw. in Frankreich stehen. Weniger bekannt ist, daß auch die Schriftform damals aus dem Westen entlehnt wurde. Die Buchstaben, die wir heute die deutschen nennen, sind im 12. Jahrhundert in Frankreich geformt und dann von Deutschland übernommen worden. Auf allen Gebieten, man sieht es, ist damals das deutsche Volk in die französische Schule gegangen, und daß dies zu seinem Schaden gewesen sei, hat noch niemand behauptet.

Aber so friedlich und fruchtbar die deutsch-französischen Beziehungen in diesen Jahrhunderten aussehen, dennoch bleibt die Tatsache, daß gerade damals Deutschland in großem, weltgeschichtlichem Kampfe von französischen Kräften überwunden worden ist.

Jedermann weiß, daß es die Gegnerschaft der römischen Kirche war, an der das Streben der deutschen Kaiser scheiterte, die das Reich spaltete und seinem Königtum den Todesstoß versetzte. Was man meist nicht beachtet, ist, daß Papsttum und Kirche seit der Mitte des 11. Jahrhunderts eine Schöpfung französischen Geistes waren. Aus Frankreich kamen die klerikalen Ideen, die dieser Zeit den Stempel gaben,

kam die mönchische Askese, der Ruf nach Freiheit der Kirche und Herrschaft der Kirche über die Welt. Aus Frankreich kamen zum größeren Teil die Männer, die diesen Gedanken zum Siege verhalfen. Vier Päpste im Zeitalter des Investiturstreits waren Franzosen, Franzosen füllten den römischen Hof, französische Mönche umgaben Gregor VII. und dienten ihm als eifrigste und erfolgreichste Werkzeuge seiner Pläne. Auf französischem Boden fanden auch später die Päpste immer wieder Zuflucht und Schutz, wenn die Macht der deutschen Kaiser sie aus Rom zu weichen zwang. Getragen von der stürmischen Zustimmung und — nicht zu vergessen — vom Gelde des französischen Klerus konnten Alexander III. und Innozenz IV. ihre jahrelangen Kriege gegen Barbarossa und Friedrich II. führen. Es war darum auch nur folgerichtig, wenn schließlich französische Ritter unter einem französischen Prinzen, Karl von Anjou, im Dienste eines französischen Papstes in der Schlacht bei Benevent der Größe des schwäbischen Kaiserhauses ein Ende machten und ein französischer König von Neapel Konradin hinrichten ließ. Der französische Staat hatte keinen Finger gerührt, und doch hatte Frankreich über Deutschland gesiegt.

Inzwischen hatte dieser Staat sein Aussehen gründlich verändert. In denselben Jahren, da in Deutschland die Macht des Königtums im Streit zwischen Staufern und Welfen aufgegeben wurde, glückte es in Frankreich Philipp II., die Krone zur Herrin über die Fürsten zu machen und die Einheit des nationalen Staates zu begründen. Selten ist die Symbolik der Ereignisse so beredt wie hier: die Schlacht, in der der Sieg des französischen Königtums entschieden wurde, bei Bouvines am 27. Juli 1214, wurde ausgefochten zwischen einem königlich französischen und einem niederländisch-deutschen Heer, das der deutsche Kaiser Otto IV. als Bundesgenosse seines Oheims von England führte. Der Kaiser wurde völlig geschlagen — es war das erstemal, daß Deutsche gegen Franzosen unterlagen —, der kaiserliche Adler selbst fiel in die Hand des Siegers.

Von diesem Tage an sind die Rollen der beiden Länder ver-

tauscht: Deutschland nimmt den Platz ein, der bisher Frankreich gehörte. Uneinig und zerrissen, keiner einheitlichen Kraftentfaltung fähig, dankt es für Jahrhunderte als Großmacht ab, während das französische Königtum in neuer Größe, von Stufe zu Stufe emporsteigend, nunmehr die führende Macht Europas wird. Kaum hundert Jahre sind verflossen, da hat es unter Philipp IV., dem Schönen, einen Gipfel erreicht, der alles überragt. Von einem zahlreichen und geschickten Beamtentum gut bedient, hält das Königshaus sein eigenes Reich in sicherer Hand. Eine Nebenlinie sitzt auf dem Thron von Neapel, eine andere regiert in Ungarn. Der König von England ist Vassall der Franzosen, und der Papst, selbst Franzose, umgeben von französischen Kardinälen und einem französischen Hofstaat, ist gezwungen worden, seinen Sitz nördlich der Alpen in französischem Machtbereich zu nehmen, ein Werkzeug französischer Politik.

Französischem Ehrgeiz hat auch das nicht genügt; man will weiter, höher! Herrscher des Abendlands soll der König werden, die Kaiserkrone erwerben, den Papst zur Abtretung des Kirchenstaats bewegen, von Rom aus alle Fürsten Europas zur Unterordnung nötigen, um als Führer und Herr der katholischen Völkerwelt das griechische Reich und die heiligen Stätten zurückzuerobern und allem Krieg für immer ein Ende zu machen. Ein Völkerbund unter französischer Herrschaft, alle christlichen Nationen umfassend, den ewigen Frieden verbürgend, ist das Ideal, dessen Verwirklichung französische Patrioten von ihrem König erwarten, für das die Zeiten reif geworden scheinen. Ein Staatsanwalt in der Normandie, Peter Dubois, hat Pläne dieser Art in langen Denkschriften vor König Philipp dem Schönen ausgebreitet, und wenn er auch in dilettantischer Ungeduld über das Ziel hinausschoß, das die Staatsmänner sich gesteckt hatten, die Richtung hatte er doch getroffen. Nicht weniger als viermal in den drei Menschenaltern seit dem Untergang der Staufer haben französische Könige für sich oder für einen Prinzen ihres Hauses nach der Kaiserkrone gegriffen, und es erscheint fast verwunderlich, daß der Griff niemals glückte. Die äußere

Würde sollte die tatsächliche Macht, die man schon besaß, mit dem formalen Recht umkleiden und dadurch befestigen, und wenn jemals, so befand sich dieses Streben der Dynastie nach der Kaiserkrone in vollem Einklang mit den Wünschen der Nation.

Immer, auch in den Zeiten, als ihr König nichts bedeutete, hatten die Franzosen den Glauben festgehalten, daß ihnen die Führung, ja die Herrschaft in Europa gebühre. Das sollte ihr gutes Recht, ein unverjährbares historisches Recht sein, denn sie seien ja die Nachkommen der Franken, ihre Könige die Erben Karls des Großen. An ihn ist die Erinnerung in Frankreich nie erloschen, Chronisten und Dichter haben sein Bild frisch erhalten, und seine Gestalt ist unter ihren Händen zu sagenhaften Maßen gewachsen, Ideal und Vorbild des französischen Herrschers, er, der große nationale König der Franzosen. Und war er das — der Widerspruch der Deutschen, daß Karl ein Deutscher gewesen sei, wurde nicht beachtet, schwerlich begriffen —, war dann nicht das Kaisertum und die Herrschaft über das Abendland ein Erbteil der französischen Nation? Im Jahre 1323 hat ein Magister der Pariser Universität sich öffentlich bereit erklärt, den wissenschaftlichen Nachweis zu führen, daß Frankreich und sein König ein Recht auf Weltherrschaft hätten. Auch die Könige dachten längst nicht anders. Von Philipp II. schon wußte man, daß er stolz darauf war, Erbe und Nachfolger des großen Kaisers zu sein, und daß er in träumenden Gedanken die Frage erwog, ob wohl er selbst oder vielleicht einer seiner Nachkommen dereinst durch Gottes Gnade die Stellung Karls einnehmen werde. Seitdem leben Frankreich und seine Könige in der Erinnerung an ihren großen Vorfahren, sein Name und sein Reich sind das uneingestandene, aber im stillen festgehaltene Programm der französischen Zukunft.

Es richtet seine Spitze zunächst gegen Deutschland am wenigsten. Gemessen an damaligen Maßstäben, hat dieses Land den Franzosen nicht viel zu bieten. Von Bedeutung ist es nur durch das Recht, den Kaiser zu wählen, und den Kurfürsten die Kaiserwahl abzukaufen, hat man denn auch wie-

derholt versucht — immer ohne Erfolg. Im übrigen schaut die französische Staatskunst nach andern Richtungen aus: Italien, die Lombardei, Rom locken aus der Ferne, nächste Aufgabe ist die geographische Abrundung des eigenen Staates. Dabei ist von einem Nebenland der deutschen Krone, dem alten Königreich Burgund, viel verloren gegangen: das Rhonetal von Lyon bis zum Meere, die Franche-Comté sind um 1300 schon französisch, das Dauphiné wird es ein halbes Jahrhundert später. Das eigentlich deutsche Reich hat nur geringe Einbuße erlitten, und auch das nur an seinen nicht-deutschen Grenzgebieten. Einige lothringische Herren sind gezwungen worden, dem französischen König zu huldigen, die Bischöfe von Toul und Verdun treten unter seinen Schutz — bei Toul geschah es mit Zustimmung König Rudolfs I., der fand, dieser Ort liege ihm zu weit entfernt. Mehr als Grenzberichtigungen sind das nicht, eigentliche Eroberungspläne auf Kosten Deutschlands liegen dieser Zeit noch fern. Ganz vereinzelt taucht im Jahre 1301 ein unbestimmtes Gerücht auf, König Albrecht I. und Philipp der Schöne seien übereingekommen, daß in Zukunft der Rhein die Grenze ihrer Länder sein solle. Das Gerücht war falsch, merkwürdig ist nur, daß es aufkommen konnte. Es verrät, in welcher Richtung die Wünsche mancher Volkskreise sich bewegten, die Politik des Staates wußte davon noch nichts.

Die wahren Ziele französischer Machtentfaltung liegen nicht an der Ostgrenze, sie liegen im Süden und im Norden. Dem englischen König seine letzten Besitzungen in Guienne und Gascogne abzunehmen, die Grafschaft Flandern dem Krongut einzuverleiben, darum handelt es sich, und daraus entsteht der große Krieg mit England, den man den Hundertjährigen nennt. Deutschland hat an ihm so gut wie gar nicht teilgenommen. Die Bundesgenossen, die Frankreich sowohl wie England unter den deutschen Fürsten warben und bezahlten, hielten einander gegenseitig im Schach. Einmal nur ist es zu tätigem Eingreifen gekommen, als im Jahre 1340 Kaiser Ludwig der Bayer ein kleines Heer zur Unterstützung der Engländer nach Flandern schickte. Der Feldzug miß-

lang, und das Experiment wurde nicht wiederholt. Im ferneren Verlauf des Krieges blieb Deutschland neutral; so gehört er denn auch nicht in das Kapitel von den deutsch-französischen Beziehungen. Nur eine Episode aus ihm ist merkwürdig.

Es war im Jahr 1444, die Engländer waren geschlagen und erschöpft und hatten Waffenstillstand geschlossen, die französische Armee war unbeschäftigt. Um sie nicht entlassen zu müssen, führte König Karl VII. sie nach Lothringen und ins Elsaß, ließ sie einen Handstreich auf Basel unternehmen, der fehlschlug, blieb aber den Winter über im Lande und erließ ein Manifest, in dem er Unterwerfung forderte: er habe sich aufgemacht, die verloren gegangenen Rechte seiner Krone wieder zur Geltung zu bringen. Von anderer Seite erfahren wir, daß die Absicht bestand, die Grenze Frankreichs bis an den Oberrhein vorzuschieben. Der Versuch mißlang, weil das Land die Unterwerfung verweigerte — nur Toul und Verdun erneuerten das frühere Schutzverhältnis, Metz und Straßburg lehnten ab — und weil das deutsche Reich Miene machte, den Krieg zu eröffnen, den man denn doch scheute. Aber was hat sich bei dieser Gelegenheit offenbart? In Frankreich ist man nach wie vor überzeugt von den unverjährbaren Rechtsansprüchen aus fränkischer Zeit, von dem Recht auf das Erbe Karls des Großen. Die Prüfungen des Hundertjährigen Krieges, die Niederlagen von Crécy, Poitiers und Azincourt und was auf sie folgte, haben den Glauben an sich selbst weder bei der Dynastie noch bei der Nation erschüttern können. Vor allem nicht bei der Nation. Dem Manifest Karls VII. stehen Äußerungen von Schriftstellern zur Seite; sie verweisen auf Karl den Großen, dessen Heimat und Erbland das Königreich Austrasien, Metz und Lothringen, dessen Hauptsitze Trier, Köln, Mainz und Straßburg gewesen seien. Der Vorstoß des Königs war kein militärisches Abenteuer, er war ein mißlungener Versuch, alte, stets festgehaltene und volkstümliche Ansprüche zu erfüllen.

Der Hundertjährige Krieg hatte Frankreich zweimal an den Rand des Abgrunds gebracht. Er hatte das Land zugrunde

gerichtet, und sein Ausgang war ein zweifelhafter Erfolg. Als er im Jahre 1453 erlosch, erinnerte allerdings nur noch der Brückenkopf Calais daran, daß einmal ein großes Stück des Königreichs in englischem Besitz gewesen war. Flandern aber war nicht erobert, vielmehr hatte von dort aus eine jüngere Linie des Königshauses, die Herzöge von Burgund, durch Heirat, Erbschleicherei und Eroberung ein eigenes Reich sich geschaffen. Aus deutschen und französischen Fürstentümern zusammengesetzt, beanspruchte es, nach beiden Seiten unabhängig dazustehen, und vermochte das auch. Von der Somme bis nach Friesland und von der Nordsee bis in den Schweizer Jura und an die Côte d'Or dehnte sich die neue Großmacht, die Frankreich und Deutschland in gleicher Weise bedrohte. Karl der Kühne ist offen darauf ausgegangen, auf der einen Seite die französische Staatseinheit zu zertrümmern, auf der andern seine Grenzen bis an den Rhein und die Alpen vorzuschieben. Man sollte erwarten, daß Deutschland und Frankreich sich zusammenfinden würden, um diese gefährliche Neubildung zu vernichten. Aber das ist nicht geschehen. Nur einmal, im Jahre 1475, hat sich vorübergehend eine deutsch-französische Allianz gebildet, als Karl die Hand nach dem Erzstift Köln ausstreckte. Aber sie kam militärisch nicht zur Wirkung und löste sich bald. Nicht durch gemeinsame deutsch-französische Kraftanstrengung, sondern durch den kühnen Widerstand örtlicher Gegner am Oberrhein im Bunde mit den Schweizern fand Karl seinen Untergang.

Der letzte Grund hierfür war, daß der deutsche Kaiser, der Habsburger Friedrich III., den Herzog zu beerben hoffte. Und das ist ihm geglückt. Schon bei Lebzeiten Karls hatten Verhandlungen gespielt über die Verheiratung seiner einzigen Tochter Maria mit dem Kaisersohn, Erzherzog Maximilian. Als Karl auf dem Schlachtfeld von Nancy am 5. Januar 1477 den Tod gefunden hatte, kam die Heirat bald zustande. An die Stelle der burgundischen Dynastie trat jetzt das Haus Österreich, die Erben Karls des Kühnen wurden Maximilians Sohn, Philipp der Schöne, und nach dessen frühem Tode (1504) sein Sohn Karl, der spätere Kaiser Karl V.

Ein Ereignis von weltgeschichtlicher Tragweite, diese burgundisch-österreichische Heirat. Am Ende des 17. Jahrhunderts hat man es gewußt und ausgesprochen, daß alle Kriege, von denen Europa seit mehr als zweihundert Jahren wie ein Kranker vom Wechselfieber geschüttelt wurde, dort ihren Anfang genommen hatten. Wir aber dürfen weiter gehen: in ununterbrochener Verkettung von Ursachen und Wirkungen erstrecken ihre Folgen sich bis auf den heutigen Tag, und noch ist das Ende nicht abzusehen. Das Verhältnis Frankreichs zu Deutschland hat sich seitdem nach und nach gründlich verändert, der Same der deutsch-französischen Erbfeindschaft ist im Jahre 1477 gestreut worden.

Auf die Erbschaft Karls des Kühnen stürzten sich Frankreich und Österreich zugleich und kämpften jahrelang um sie mit wechselnden Erfolgen. Die Teilung, die sich dabei ergab — Pikardie und Bourgogne für Frankreich, alles übrige für Österreich —, befriedigte keine Partei. Frankreich wollte den Verlust von Flandern und Artois, alten französischen Kronlehen, so wenig verschmerzen, wie Österreich die Hoffnung aufgab, dereinst auch die ihm entgangenen Stücke noch zu gewinnen. Der Gegensatz verschärfte sich, er ergriff die gesamte europäische Staatenfamilie, als Österreich durch die Heirat Philipps des Schönen mit der Infantin Juana die Kronen von Kastilien und Aragon, Neapel und Sizilien erwarb. Denn nun gesellte sich zu der einen Reibungsfläche im Norden eine zweite in Italien, wo Frankreich soeben die Eroberung begonnen hatte und dabei auf den Widerstand und die gleiche Absicht Spaniens gestoßen war. Auch hier versprach eine vorläufige Teilung — Frankreich der Norden, Spanien der Süden — keine Dauer. Dabei befand sich Frankreich unverkennbar in der ungünstigeren Lage. Vom Gegner auf zwei Fronten zugleich, an der nördlichen und an der südlichen Grenze, bedroht und umklammert, mußte es für seine Unabhängigkeit, seine ganze Zukunft fürchten, wenn die spanisch-burgundisch-österreichische Macht noch weiter wuchs. Die fortgesetzten französischen Angriffsstöße entsprangen darum schon mehr dem Bedürfnis der Abwehr als dem Wunsch nach Ausdehnung.

Haller, Tausend Jahre ... 2

Das deutsche Reich konnte in diesem Zweikampf den Ausschlag geben. Es war ja von Anfang an nicht ganz unbeteiligt. Österreich war ein deutsches Fürstenhaus, es trug seit zwei Menschenaltern die Kaiserkrone. Wenn das Reich für die Ansprüche seines Kaiserhauses entschlossen eintrat, war der Kampf entschieden, und er ist schließlich dadurch entschieden worden — zugunsten Österreichs. Mit deutschen Truppen hat Karl V. gesiegt, hat er 1525 bei Pavia den französischen König gefangengenommen, deutsche Landsknechte haben zwei Jahre später, als der Papst der Bundesgenosse Frankreichs geworden war, Rom erstürmt, und mit der gewaltigen Übermacht eines deutschen Reichsheeres hat der Kaiser 1544 den Feldzug ins Herz Frankreichs geführt, der den Gegner ein letztes Mal zu Frieden und Verzicht nötigte. Die Niederlande und Italien blieben damit für Frankreich verloren, und die Umklammerung durch die spanisch-burgundisch-österreichische Weltmacht dauerte fort.

In Frankreich hat man von Anfang an gewußt, von wo die Entscheidung kommen müsse, und hat sich darum bemüht, das Eingreifen des deutschen Reiches zu verhindern. Schon durch seine Masse stellte es ja einen gewaltigen Machtfaktor dar, den man fürchtete, mehr als er verdiente, ganz wie in jüngster Vergangenheit der russische Koloß gefürchtet und überschätzt worden ist. Dieser Empfindung gab der französische Staatsmann und Geschichtschreiber Philipp de Commines am Ende des 15. Jahrhunderts Ausdruck, als er schrieb: „*L'Allemagne est chose si grande et si puissante qu'il est presque incroyable*“ — so groß und stark ist Deutschland, daß es fast nicht zu glauben ist. In Deutschland selbst hat man wenig Lust gezeigt, sich in den französisch-österreichischen Streit zu mischen. Es war nicht nur Gleichgültigkeit gegen allgemeine Reichsangelegenheiten, was die Mehrheit der deutschen Stände jahrzehntelang abhielt, Maximilians kriegerische Pläne zu unterstützen; es war ein richtiges Gefühl dafür, daß unmittelbar deutsche Interessen nicht im Spiele waren und der Sieg Österreichs Deutschland keinen Nutzen bringen würde. Was konnte Deutschland dabei ge-

winnen, wenn das schon ganz kosmopolitisch gewordene, seiner Stammesheimat entfremdete Haus Österreich seine Hegemonie in Europa befestigte? Die Überlieferungen des altdeutschen Kaisertums, mit denen Maximilian die Stände des Reiches zu locken suchte, waren seit fast drei Jahrhunderten keine Wirklichkeit mehr, und ein Bedürfnis, Friedrich den Rotbart in seinem Kyffhäuserschlaf zu stören, wurde nur in den unpolitischen Kreisen der Dichter und Gelehrten empfunden, wo man sich an romantischen Erinnerungsphantasien erbaute und mit Eifersucht das erneute Emporsteigen Frankreichs zur führenden Macht beobachtete. Ein reales deutsches Interesse, das wußten die Politiker, war nicht gegeben.

Der Ausgang des Kampfes hat diese Auffassung voll bestätigt. Karl V. hat Deutschland, anders als seinem Großvater, immer wieder seine Kräfte geliehen. Und als er die Rechnung seines Lebens abschloß, was hatte Deutschland gewonnen? Nichts. Wohl aber hatte es empfindliche Verluste zu buchen. Die deutschen Niederlande nebst dem früher französischen Flandern und Artois waren zwar für Österreich behauptet, aber mit der Krone Spanien verbunden und dadurch erst für Deutschland endgültig verloren, und in Italien, im alten Reichshertzogtum Mailand, gebot ebenfalls der König von Spanien. Deutschland selbst aber war an Spanien gefesselt durch das gemeinsame Herrscherhaus Österreich, dessen deutscher Zweig sich als spanische Sekundogenitur fühlte und eben durch den Rückhalt an Spanien sich dauernd im Besitz der Kaiserwürde behauptete.

So hätte es nicht zu kommen brauchen, und so wäre es nicht gekommen, hätte die französische Politik ihr Spiel mit mehr Überlegung und Geschick gespielt. Die Entscheidung fiel im Jahre 1519, als Maximilian I. gestorben war und es sich um die Wahl seines Nachfolgers handelte. Am französischen Hofe sah man die Gefahr, die heraufzog, wenn Karl von Spanien, der Urenkel Karls des Kühnen und Erbe seiner Macht und seines Ehrgeizes, deutscher Kaiser wurde. Man glaubte ihr am erfolgreichsten zu begegnen, indem man die Wahl des

eigenen Königs bewirkte und damit zugleich die alten Träume von dem Erbe Karls des Großen in Erfüllung gehen ließ. Es war der größte Fehler, den man machen konnte. Man rechnete nicht mit der Besorgnis der deutschen Fürsten, daß durch die Erhebung des Franzosen der Krieg zwischen Österreich und Frankreich nach Deutschland selbst verpflanzt werden müßte; man rechnete ebensowenig mit ihrer Furcht vor der Macht und den souveränen Herrschergewohnheiten der französischen Krone; und man rechnete wohl am wenigsten mit der feindseligen Stimmung, die nicht erst damals in Deutschland erwacht war. Niemals war im deutschen Volk die *quasi naturalis invidia* aus der Kreuzzugszeit ganz erloschen, bei jeder Gelegenheit war sie wach geworden. Als Rudolf I. im Jahre 1289 einen Feldzug gegen den französischen Landesherrn der Franche-Comté unternahm, fand sein Ruf sofort lauten Widerhall, als gälte es, wie der Chronist von Straßburg sagt, für das Reich gegen ganz Frankreich zu fechten, um die Ehre und den guten Namen von ganz Deutschland wiederherzustellen. Zu hellen Flammen war diese Stimmung in den Tagen Karls des Kühnen aufgelodert. In Karl hatte man den Franzosen — wofür er selbst sich nicht hielt — und in seinem Umsichgreifen die schwerste Gefahr für die deutsche Nation gesehen. Als er gefallen war, jubelte sogar im fernen schweizerischen Bern der Chronist Diebold Schilling, daß nun deutsche Ehre und Freiheit gerettet seien „vor dem grimmen Joch der welschen Zungen, die von angeborener Natur allen Deutschen feind und widerwärtig ist“. Seitdem hatte der Kelch stets gärender Leidenschaft einen neuen bitteren Tropfen aufgenommen. Die junge humanistische Wissenschaft hatte die deutsche Geschichte entdeckt, das glänzende Bild einer deutschen Vorzeit, das man vergessen hatte, war wieder lebendig geworden, und wenn die Gegenwart so ganz anders aussah, wem sonst war das zuzuschreiben als den Franzosen, die den Deutschen die Ehre streitig machten, das erste Volk der Christenheit zu sein?

Empfindungen und Gedanken dieser Art müssen damals tief ins Volk gedrungen sein. Sie kamen zum Vorschein, als

im Juni 1519 die Kurfürsten in Frankfurt zusammentraten. Der päpstliche Nuntius, der den Gang der Kaiserwahl beobachten und nach Kräften zugunsten Frankreichs lenken sollte, berichtete schließlich, der Franzose sei unmöglich, die Volksstimmung würde seine Wahl nicht dulden, und die Kurfürsten, die ihn etwa wählten, würden nicht mit dem Leben davonkommen. Der Mann hat ohne Zweifel recht gesehen. Mochten die Fürsten mit ihren Kanzlern und Räten schwanken und französischen Werbungen und Versprechungen ein halbes Ohr leihen, Deutschland, das deutsche Volk wollte keinen französischen Kaiser.

Das alles übersah die Selbstgefälligkeit König Franz' I. und seiner Staatsmänner, und so bewirkten sie das Gegenteil dessen, was sie erstrebten. Ihre Politik, überdies schlecht durchgeführt, half Karl von Spanien vollends in den Sattel.

Es ist kein später Treppenwitz, wenn wir dies feststellen. Schon Zeitgenossen haben es gewußt, sie haben auch gewußt, wie es besser zu machen war. Der nüchterne Menschenverstand der Schweizer hatte den Deutschen geraten, sich keiner Partei zu verschreiben, sondern einen neutralen deutschen Fürsten zu wählen. Von Rom her, wo der kluge Mediceer Leo X. mit Besorgnis die Partie verfolgte, war an die Adresse Frankreichs von Anfang an der richtige Rat gelangt: auf die eigene Wahl zu verzichten, dafür aber mit allem Nachdruck für die Wahl eines Dritten, eines rein deutschen Fürsten zu arbeiten. Wir dürfen den Rat ergänzen: Frankreich mußte eine schlagfertige Armee an der Grenze aufstellen und keinen Zweifel darüber lassen, daß die Wahl Karls mit der Kriegserklärung an das Reich beantwortet werden würde. Da hätten die Kurfürsten wohl schon aus Furcht den richtigen Entschluß gefunden und auch Friedrich der Weise die Wahl nicht abgelehnt. Französische Überheblichkeit, nicht zum wenigsten auch der dynastische Ehrgeiz und die fürstliche Eitelkeit König Franzens, der es sich zu schön dachte, Kaiser zu sein, verwarfen den richtigen Plan, solange es Zeit war, und die Partie ging verloren.

Vielleicht wäre der Fehler noch gutzumachen gewesen,

wenn man es verstanden hätte, zwischen Frankreich und der Opposition in Deutschland rechtzeitig ein enges Einverständnis und entschlossenes Zusammenwirken zum Sturze Karls herbeizuführen. Aber dazu kam es erst sehr spät, und wohl durch die Schuld beider Teile. Die deutsche Opposition war seit 1529, seit dem Protestationsreichstag von Speyer, hauptsächlich die Partei der protestierenden Stände, die sich 1531 zum Schmalkaldischen Bunde zusammenschlossen. An ihrem kirchlichen Bekenntnis nahm man im katholischen Frankreich Anstoß, und noch hemmender wirkten im Lager der deutschen Protestanten die Gewissensbedenken gegen eine Handlungsweise, die man doch nicht anders nennen konnte als Empörung und Verrat. So kam das Bündnis, das beiden Teilen so nahe zu liegen schien, über zwanzig Jahre lang nicht zustande. Erst als Karl V. über die Schmalkaldener gesiegt hatte, ihre Häupter gefangen und zum Tode verurteilt waren und die spanische Herrschaft sich überall im Reiche fühlbar machte, erst da fanden sich die natürlichen Bundesgenossen. Am 15. Januar 1552 wurde im Schlosse zu Chambord der Vertrag unterzeichnet, in dem sechs deutsche Fürsten, an der Spitze Kurfürst Moritz von Sachsen, sich die französische Unterstützung für ihre Schilderhebung gegen den Kaiser sicherten und dafür ihre Zustimmung dazu gaben, daß der französische König sich der Städte Toul, Verdun und Metz bemächtigte. So geschah es. Nur mit Mühe entging der überraschte Kaiser der Gefangennahme durch die Truppen des Sachsen, Toul und Verdun verwandelten ihr altes Schutzverhältnis in Unterwerfung unter Frankreich, Metz aber, das sich zu wehren suchte, wurde mehr durch Verrat und Täuschung von den Franzosen überrumpelt, als mit den Waffen erobert.

Es hat damals vielleicht nur am raschen Zugreifen auf französischer Seite gefehlt, so wäre noch mehr geschehen. Geplant war nichts Geringeres als die Wegnahme von Straßburg. Schon war das Heer des Königs über Zabern ins Elsaß eingerückt, aber die entschlossenen Anstalten, die die Stadt zu ihrer Verteidigung machte, vielleicht auch die Aussicht,

das ganze Reich geeint sich gegenüber zu sehen, wirkten ernüchternd. Der Plan wurde aufgegeben. In Frankreich erfuhr der Verzicht scharfe Kritik. Man wollte wissen, daß auch der sonst allmächtige Kronfeldherr Montmorency für weiteres Vorgehen gewesen, aber durch persönliche Gegner gehindert worden sei. Wie dem auch sein mag, die Ähnlichkeit mit der Episode von 1444 ist handgreiflich, und so waren auch die treibenden Gedanken wie die Ziele die alten: das Erbe Karls des Großen.

Diese Vorstellung hatte neue Nahrung erhalten, seit die Entdeckung der antiken Literatur auch Cäsars „Gallischen Krieg“ und die „Geographie“ des Strabo wieder bekannt gemacht hatte. Dort las man, daß der Rhein die Grenze Galliens sei; was aber war Gallien anderes als Frankreich? Ein natürliches Recht also auf die Rheingrenze war den Franzosen schon von den Alten zugesprochen worden, und man muß wissen, wie schwer damals jedes Wort eines klassischen Schriftstellers wog, um zu ermessen, was das zu bedeuten hatte. Da kann man sich auch vorstellen, wie es auf französische Leser wirken mußte, wenn sie bei Strabo lasen, ein Schutzgott schein die Gebirgsketten aufgeworfen, die Meere angenähert und den Lauf der Flüsse gelenkt zu haben, um eines Tages aus Gallien den blühendsten Ort der Erde zu machen. Die Frage der Rheingrenze war damit aufgeworfen, sie war zum Programm, ja zum Dogma der Gebildeten erhoben, und schon zu Anfang des 16. Jahrhunderts hat sie den Gegenstand wissenschaftlicher Polemik zwischen Deutschen und Franzosen gebildet. Die französischen Staatsmänner aber haben offenbar gezögert, diese Forderung sich anzueignen, sie haben ihr wenigstens keine zwingende Bedeutung zuerkannt. Man hätte sich sonst nicht so leicht mit Metz begnügt.

Es hätte der Auftakt zu einem planmäßigen Vordringen nach Osten sein können. Durch seine geographische Lage bildet Metz den natürlichen Ausgangspunkt dazu, damals wie heute führten von dort die Wege ohne ernstes Hindernis nach Trier, Koblenz und Mainz. Aber die Neigung fehlte

noch, und nicht lange dauerte es, so geriet Frankreich in den blutigen Strudel des religiösen Bürgerkriegs, in dem noch einmal, wie vor zweihundert und vor hundertfünfzig Jahren im Kriege gegen England, so jetzt im Kampf mit Spanien, seine Einheit und Unabhängigkeit unterzugehen drohte.

Deutschland hat daran geradesowenig Anteil genommen wie am Hundertjährigen Kriege. Daß ein Teil der deutschen Protestanten den Kampf ihrer Glaubensgenossen mit Teilnahme verfolgte, daß Deutsche sich auf eigene Gefahr in die Scharen der Hugenotten einreihen ließen, daß zwischen diesen und einigen deutschen Fürsten gelegentlich sogar ein Bündnis geschlossen wurde und eine kleine deutsche Hilfstruppe Heinrich IV. (1591) seinen ersten Sieg erfechten half, ändert nichts an der Tatsache, daß Deutschland als Ganzes dem Entscheidungskampf zwischen Katholizismus und Protestantismus, der jenseits der Vogesen ausgefochten wurde, untätig zusah. Als er vorüber war und unter der klugen und wohlthätigen Regierung Heinrichs IV. die Wunden, die der Bürgerkrieg geschlagen hatte, sich schlossen und rasch vernarbten, während nun die Reihe an Deutschland kam, in heillosen innerer Verwirrung dem großen religiös-politischen Bürgerkrieg entgegenzugleiten, da hätte sich schwer getäuscht, wer etwa erwartete, Frankreich werde die Neutralität des Nachbarn, die es soeben erfahren, mit Gleichem vergelten. Schon sehr bald und dann ständig hat Heinrich IV. seine Hand in den inneren Angelegenheiten Deutschlands gehabt.

Zwar die weitausgreifenden Projekte, das „große Dessen“, das man ihm auf die Autorität seines ehemaligen Ministers Sully nachgesagt hat, völlige Umgestaltung der Karte Europas, Zerschlagung der andern Großmächte in eine Anzahl mittlerer Staaten, ein europäischer Staatenbund unter französischer Führung, Vertreibung der Türken und ewiger Friede, Gedanken, die wir ähnlich schon aus den Tagen Philipps des Schönen kennen — alles das ist spätere Phantasie. Weder der König noch seine Minister haben an dergleichen gedacht. Soweit bei Heinrichs Lebzeiten überhaupt von Er-

oberungen, Annexionen u. dgl. gesprochen worden ist, beschränken sie sich auf die nächstliegenden historischen und natürlichen Ziele, die burgundische Erbschaft, Flandern, die Franche-Comté; höchstens daß nebenbei einmal auch Lothringen und der Niederrhein, das Herzogtum Jülich-Kleve genannt werden, die damals durch besondere Umstände in den Brennpunkt europäischer Verwicklungen gerückt waren. Aber ob im Rate des Königs auch nur diese Pläne sich zu Vorsätzen verdichtet haben, ist zweifelhaft, und vollends zweifelhaft ist, was Heinrich, dieser ebenso vorsichtige und nüchterne wie kühne Politiker, wirklich gewollt hat. Dürften wir eine gelegentliche Äußerung als Bekenntnis seines Willens deuten, so wäre er mit den Grenzen der Sprache und Nationalität zufrieden gewesen. „Nur was französisch ist“, so soll er gesagt haben, „muß französisch werden, dies aber auch ganz.“

Auch seine Staatsmänner predigen Mäßigung. Sogar der Herzog von Sully, der später in der Muße eines unfreiwilligen Ruhestands seiner Phantasie die Zügel hat schießen lassen, hat, solange er im Amte war, sehr vorsichtig gedacht. Wo er einmal von der Möglichkeit der soeben erwähnten Annexionen spricht, fügt er sogleich hinzu: es sei zu erwägen, ob nicht solche Erweiterungen der Grenzen spätere, weniger vernünftige Könige zu unersättlicher Begehrlichkeit und zum Streben nach Weltherrschaft verleiten könnten. Ebenso ruft der Kanzler Etienne Pasquier in fingiertem Gespräch dem Fürsten, wie er ihn sich denkt, die Mahnung zu: „Du sprichst von Erweiterung deiner Grenzen. Du Ärmster! Siehst du nicht, daß du, um dein Königreich gut abzugrenzen, vor allem deinen Hoffnungen und Wünschen die richtigen Grenzen stecken muß?“

Dem Frankreich dieser Jahre liegt noch der kaum überstandene Schrecken des spanischen Krieges in den Gliedern. Darum gehen seine Absichten zunächst nicht weiter, als daß die drückende Übermacht Spaniens gebrochen werde. Erst in zweiter Linie, und soweit es hierzu nötig ist, denkt man an eigene Vergrößerung.

In diesem Zeichen stehen auch die Beziehungen zu Deutschland. Man fürchtet, es könnte ganz oder zum Teil ins Schlep-

tau der spanischen Politik geraten, eine Besorgnis, die bei dem engen Zusammenhang zwischen Wien und Madrid nicht unbegründet war. Darum sucht Heinrich IV., ganz wie einst Franz I. und Heinrich II., den deutschen Protestanten als der natürlichen Opposition gegen den Kaiser und Spanien die Hand zu reichen. Darum hat er sich zu bewaffnetem Eingreifen entschlossen, als es schien, daß österreichisch-spanische Truppen den Streit der Erben um das Herzogtum Kleve benutzen würden, um den Niederrhein ganz in ihre Hand zu bekommen und Frankreich im Osten mit einer fast lückenlosen Kette schwer angreifbarer Stellungen, von Brüssel über Aachen, Jülich, Luxemburg bis Straßburg und Besançon, einzuschnüren. Angesichts dieser Gefahr kam endlich auch das Bündnis mit den deutschen Protestanten zustande. Der Krieg sollte beginnen. Aber als der König eben zum Schlage ausholte, um den Niederrhein von der spanisch-österreichischen Übermacht zu befreien, machte der Dolchstoß Ravallacs seinem Leben ein Ende. Wie weit er gegangen, in welcher Weise und in welchem Umfang er etwa einen Erfolg ausgenutzt haben würde, hat er wohl selbst noch nicht gewußt, und wenn er es wußte, so hat er das Geheimnis mit sich ins Grab genommen.

Wir halten inne und blicken rückwärts. Was haben die Jahrhunderte, die wir durchschritten, uns gezeigt? Zwei Nachbarvölker, durch gegenseitige Abneigung geschieden, aber ohne das Bewußtsein einer dauernden Gegnerschaft in politischen Lebensfragen. Was Deutschland betrifft — es hat niemals durch das geringste Zeichen verraten, daß es jenseits seiner Westgrenze etwas zu erstreben hätte. Im Gegenteil, es verteidigt diese Grenze nicht einmal ernsthaft, läßt Stücke seines historischen Besitzes gleichmütig abbröckeln. Anders in Frankreich. Dort glaubt man an gewisse alte Überlieferungen und knüpft Wünsche und Hoffnungen an sie, die nur auf Kosten Deutschlands erfüllt werden können. Mit merkwürdiger Zähigkeit werden Tendenzen, die sich an den Namen Karls des Großen knüpfen, von der Nation festgehalten — ein Zug, der für ihre Denkweise bezeichnend ist, die mit

Ehrfurcht und Liebe an alter Tradition und am meisten an der eigenen Geschichte hängt. Aber davon, daß diese Tendenzen für die Politik des Reiches bestimmend würden, ist es doch sehr weit entfernt. Die geringfügige Verschiebung der Grenze von den Argonnen an die Maas und Mosel fällt demgegenüber nicht ins Gewicht. Auch in Zeiten, wo die französische Politik sich frei bewegen kann, liegen ihre eigentlichen Ziele anderswo, nicht in Deutschland.

Die Freiheit der Bewegung geht ihr verloren, als das burgundisch-spanisch-italienische Weltreich sich gebildet hat, dem der deutsche Kaiser als blutsverwandter Sekundant zur Seite steht. Frankreich sieht sich dauernd in die Defensive gedrängt, und nur im Sinne aktiver Verteidigung denkt es an mögliche Erwerbungen, darunter jetzt nebenher auch an solche auf deutschem Boden. Dennoch fühlt man es durch: auf dem Grunde seiner Volksseele liegen Hefezellen, die, wenn günstige Temperatur sie in Gärung versetzen sollte, ganz von selbst das Anschwellen der Expansion auch nach Osten, nach dem Rhein hin bewirken würden. Käme es eines Tages dazu, daß ein französischer König um der Unabhängigkeit und Sicherheit seines Reiches willen seine Waffen gegen Deutschland kehrte und dabei Erfolg hätte, so würden auch die schlummernden Wünsche und Begehrlichkeiten lebendig werden, sie würden unwiderstehlich hervorbrechen und der Politik des Landes eine neue Richtung geben. Ehrgeiz und Herrschsucht der Nation würden dann ihre Rechtfertigung unter dem Titel der Verteidigung und Sicherheit des Staates suchen, und was bis dahin politische Romantik war, würde unversehens zu einer kühn unternommenen, zäh und leidenschaftlich festgehaltenen Realpolitik werden.

So ist es gekommen. Fünfundzwanzig Jahre nach dem Tode Heinrichs IV. hat Frankreich die Bahn beschritten, auf der es, ausgehend von dem Bedürfnis eigener Sicherheit, dazu gelangt ist, Teile rein deutschen Landes sich anzueignen, dann immer weitere Stücke deutschen Bodens zu begehren und schließlich die Beherrschung Deutschlands für das erste und dringendste seiner Lebensinteressen zu halten.